

*Bischof
Dr. Felix Genn*

**Predigt
im Pontifikalamt aus Anlass der Beauftragung
von Pastoralreferentinnen und Pastoralreferenten
zum Dienst im Bistum Münster am Sonntag, 30.09.2018,
Hochfest der Domweihe des Münsteraner Doms**

Lesungen vom Hochfest:

Jes 56,1.6-7;
Hebr 12,18-19.22-24;
Lk 19,1-10.

Liebe Schwestern und Brüder im Glauben, liebe junge Mitchristen, liebe Kinder, aber ganz besonders Sie, liebe Schwestern und Brüder, die ich heute durch die Beauftragung hier in unserem Dom in unser Bistum hinaussende teilzunehmen am Auftrag, den die Kirche zu allen Zeiten und in jeder Generation zu verwirklichen sucht!

Für einen Augenblick, liebe Schwestern und Brüder, möchte ich Ihren Blick noch einmal zurück lenken auf die Worte, die wir eben in der zweiten Lesung gehört haben. Ich weiß nicht, wie es Ihnen im ersten Hören dabei gegangen ist. Dort wird ja, um es salopp zu sagen, sehr stark aufgefahren. Einer Gemeinde, die in der Tradition des israelitischen Bundesvolkes aufgewachsen ist, sich aber hingewandt hat zu dem Juden Jesus von Nazareth, wird deutlich gemacht, dass das, was sie jetzt in der eucharistischen Liturgie und in der Kirche feiern, gegenüber der großartigen Gotteserscheinung in Feuer und Sturm, in Blitz und Gewitter, von dem immer wieder in der Erzählung vom Berg Sinai die Rede war, viel, viel größer ist. Dass da, was sie jetzt sozusagen haben, sich mächtiger erweist als das, was rein äußerlich als mächtig erscheint. Man könnte es auch etwas, aber dann doch nicht treffend sagen: „Was wir haben, das ist schon was.“

Liebe Schwestern und Brüder, das ist so, wenn wir immer wieder mit voller Inbrunst singen „Ein Haus voll Glorie schauet weit über alle Land“. Es wäre sicherlich auch angebracht am heutigen Festtag dieses Domes das zu singen. Wir sind ja auch stolz darauf, dass dieses wunderbare Bauwerk zum Wahrzeichen unserer Stadt geworden ist. Aber können wir das in dieser Stunde? Haben wir das Recht dazu? Kommt uns das wirklich ins Herz und über die Lippen, oder legen sich nicht die Schatten dunkler Vergangenheit darüber, mit denen viele von Ihnen unmittelbar gar nichts zu tun haben? Oder doch? Viel mächtiger als all das, was wir dort vollmundig preisen und feiern? Ist jetzt nicht eine Stunde des Dunkels und nicht eine Stunde des Lobpreises und des Stolzes, Kirche zu sein?

Liebe Schwestern und Brüder, selbstverständlich sind die Worte, die Sie in diesen Tagen aus den Mündern von Kirchenmännern hören, in sich alle richtig. Mir fällt es zunehmend schwerer, immer wieder neu von der Scham der Entrüstung, der Erschütterung zu sprechen, Entschuldigung zu sagen und um Verzeihung zu bitten. So sehr ich das vom Herzen her so meine, aber wird es nicht allmählich hohl und leer? Wenn dann gesagt wird, es käme jetzt auf Taten an, dann stimme ich dem durchaus zu. Aber was bedeutet das konkret? Was heißt das?

Doch so, dass das Vertrauen der Menschen in uns und unsere Kirche wiedergewonnen wird? Aber ist das das erste Ziel, oder geht es nicht um die Menschen, die unsäglich darunter leiden? Davon kann ich durch die Zeugnisse, die ich kenne, viel sagen. Was machen wir damit? Ich gestehe Ihnen offen, dass mich mitunter diese Stunde überfordert, dass ich mich manchmal ehrlich frage, warum der Herr mich in diese Stunde gestellt hat? Und was heißt das, dass Er uns das in dieser Stunde zumutet? Ist es mit einfachen Taten getan, und dann gehen wir zur Tagesordnung über? Denn jeder weiß doch, wie lange Wunden immer noch bluten können.

Liebe Schwestern und Brüder, ich kann nur versuchen, Spuren zu legen, wie wir weitergehen. In der Reflektion der vergangenen Woche und im Blick auf Sie, liebe Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, liebe Schwestern und Brüder, habe ich zwei Elemente gefunden, die ein wenig helfen und Licht in dieses Dunkel bringen.

Das eine ist:

Ich höre so oft, dass Menschen schreiben oder sagen: Kann man bei diesem Laden noch mitmachen? Und Sie sagen heute: Sie machen mit! Sie machen mit! Dafür kann ich nur dankbar sein. Sie machen mit, weil Sie doch darauf setzen, dass es sich lohnt, in dieser Solidargemeinschaft, in der jeder von uns in Mithaftung genommen wird, ein Licht zu werfen auf das, worauf es ankommt, wenn wir in dieser Zeit Kirche sind, worauf es ankommt, wenn wir unseren Auftrag wahrnehmen und unsere Sendung verwirklichen, wofür ja letztlich rein äußerlich und symbolisch die Bauwerke der sogenannten Gotteshäuser der Kirchen stehen. Ich kann nur ermutigen - trotz allem, liebe Schwestern und Brüder -, wo auch Sie in den Gemeinden, an Ihrem Arbeitsplatz, bei Ihren Freizeitaktivitäten - ich sage es einmal so: „in Mithaftung genommen werden“ – schauen: Weshalb mache ich mit und was ist mir wichtig?

Und dann bin ich schon beim Zweiten, das mich an diesem Tag bewegt im Blick auf den Dienst, den Sie jetzt übernehmen:

Es ist der Dienst. Ich könnte jetzt viel darüber reden, was das Eigene Ihres Berufes ist. Was ist das Eigene der Diakone, der Priester? Grenzen wir zunächst einmal nicht ab! So sehr jede Aufgabe in der Kirche ihre eigene Sendung hat, der Kern ist doch die gemeinsame Sendung und der gemeinsame Dienst, dankbar zu sein, dass jeder von uns sich unter das Wort stellen darf, das Jesus heute am Ende des Evangeliums sagt: Dass er gekommen ist, nicht die Gerechten zu rufen, sondern die Sünder – und dazu gehört ja wohl jeder von uns. Und dass da die Erwählung der Kirche liegt. Nur darin gründet die Dankbarkeit. Dass daraus aber auch die Sendung erwächst, das weiter zu geben. Israel ahnt das schon. In dem Text, den wir eben aus dem Propheten Jesaja gehört haben, wird das deutlich: „Wenn das Volk wirklich im Bund mit Gott steht, dann wird es zu einem Zeichen für alle Völker, dann ist es grenzenlos, für jeden Menschen, auch für den größten Sünder.“

Es ist doch klar, dass eine Gemeinschaft wie die in Jericho einen solchen Oberbetrüger wie Zachäus ausschließt, auch wenn sie an ihm überhaupt nicht vorbeikommt. Aber das steigert nicht gerade die Achtung, die Liebe und den Respekt. Aber unsere Sendung ist genau das: Jeden anzusehen. Deswegen finde ich das so schön, dass Sie über Ihre Einladung zu dieser Feier das Wort gestellt haben „Angesicht“. Jeden zunächst einmal sehen zu können. „*Da schaute er hinauf, sprach ihn an und sagte: Steig herunter. Heute muss ich*“ – ausgerechnet, ich muss es! – „*in deinem Hause sein*“ (vgl. Lk 19,5). Zunächst einmal jedem das Angesicht zu zeigen und dieses Angesicht auf mich zukommen zu lassen. In diesem Angesicht Zuhause zu sein, es von innen her zu verstehen. Das ist ja das Perverse bei Missbrauch, dass hier Menschen nicht von innen her verstanden, sondern zu eigener Lust und Macht ausgenutzt und ausgebeutet wurden. Völlig pervers! Dienst heißt, ganz zunächst einmal sich beim anderen Zuhause zu wissen und

dabei zu spüren, dass er nicht unbedingt darauf wartet, dass ich für ihn die Antworten weiß, sondern dass ich mir von Ihm Seine Antwort geben lasse.

Wie viel steckt in diesem Haus des Zachäus? Jetzt bricht es auf, wo er Jesus begegnet und spürt, dass es so nicht weitergehen kann. Jesus hat ihm sicherlich nicht als Erstes gesagt: „Wenn ich bei dir essen will, dann müssen wir erst mal reinen Tisch machen“, sondern er, Zachäus, kommt selber darauf, weil er angesehen ist. Immer an dieser Stelle zu sein, wo der Mensch eine Antwort, eine Anworthilfe erwartet, die ich nicht für ihn habe, sondern der ich helfe, dass er sie aus sich heraus entwickeln kann. Demütig hören, ansehen, das ist die Sendung der Kirche. Dass Sie dabei mitmachen, dafür bin Ihnen außerordentlich dankbar. Es ist die zentrale Sendung eines jeden Christen, eines jeden christlichen Dienstes, jeder Berufung. Vielleicht darf ich dann noch hinzufügen, dass Jesus auch im Augenblick an der Stelle ist, wo wir uns so verloren vorkommen, und dass Er uns jetzt sagt: „Ich will trotzdem in Eurem Hause sein.“ Das ist meine Hoffnung.

Amen.